

Über den Autor:

Stephan Harbort, Jahrgang 1964, ist Kriminalhauptkommissar und führender Serienmordexperte. Er sprach mit mehr als fünfzig Serienmördern, entwickelte international angewandte Fahndungsmethoden zur Überführung von Gewalttätern und ist Fachberater bei TV-Dokumentationen und Krimiserien. Stephan Harbort lebt in Düsseldorf.

Stephan Harbort

Die Maske des Mörders

Serientäter und ihre Opfer

KNAUR 

Dieser Titel erschien im Knaur Taschenbuch Verlag
bereits unter dem Titel »Begegnung mit dem Serienmörder«,
Bandnummer 78346

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuch-Neuausgabe Mai 2013
Knaur Taschenbuch
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
© 2008 Droste Verlag GmbH, Düsseldorf
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: Rolf Kremming
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-78606-2

3 5 6 4 2

*Für Amelie Sophie Harbort.
Mögest du niemals erfahren,
was es heißt, Opfer zu sein.*

*Und für die 674 Kinder, Frauen und Männer,
an deren leidvollem Schicksal ich teilhaben durfte.*

Inhalt

Vorwort	9
---------------	---

Kapitel 1

Im Auge des Sturms	19
--------------------------	----

Kapitel 2

»Krrrk! – Uuuh!«	74
------------------------	----

Kapitel 3

Kriegschirurgie	132
-----------------------	-----

Kapitel 4

100 Prozent tot	179
-----------------------	-----

Kapitel 5

Die Maske des Mörders	237
-----------------------------	-----

Kapitel 6

»Er küsste mir das Blut vom Mund«	291
---	-----

Anhang

Synopse der Studie	329
--------------------------	-----

Bibliographie	339
---------------------	-----

Danksagung	349
------------------	-----

Vorwort

»Es schien die gewünschte Wirkung zu haben. Ohne ein Wort zu sagen, kam er langsam auf sie zu. Sie machte einen Schritt nach vorne, seine Arme umfingen sie, sie schloss die Augen und hob das Gesicht. Er küsste sie, und sie bewegte sich ein wenig in seinen Armen. Dann spürte sie einen entsetzlichen, unerträglich stechenden Schmerz im Rücken und öffnete den Mund, um zu schreien.«

Ken Follett, *Die Nadel*

Kaum etwas ist bewältigt, wenig erklärt und noch weniger wirklich verstanden von dem, was unter dem Begriff »Serienmord« in den vergangenen 60 Jahren eine hässliche Blutspur in der deutschen Kriminalgeschichte hinterlassen hat – und auch künftig hinterlassen wird. Über die Täter weiß man einiges, über die Opfer hingegen so gut wie nichts. In Polizei- und Gerichtsakten ist alles Erdenkliche zu lesen – die Umstände der Verbrechen etwa, die Viten der Täter oder auch mehr als 100 Seiten starke Gutachten über sie. Verbrechen können allerdings nur dann zutreffend interpretiert und vollständig verstanden werden, wenn man beide Seiten kennt. Wenn man sich anschaut, wer es getan hat. Und wenn man sich anschaut, wem es angetan wurde.

Beim Opfer wird häufig nur nach der Todesursache gefragt und nach Spuren gesucht, die der Täter an dessen geschundenem Körper hinterlassen haben könnte. Die Rollen des lebenden und des toten Opfers sind identisch: Mittel zum Zweck. Hat das Opfer jedoch überlebt, darf es wenigstens seine Leidensgeschichte erzählen. Nur beginnt die Beschreibung des eigenen Elends meist erst mit den Minuten vor der Tat und endet schon mit dem Sich-Davonmachen des Täters. Der Rest

der Geschichte, aus der vieles abgeleitet und gelernt werden könnte, wird erst gar nicht geschildert. Die Sichtbarmachung der Dimensionen von mörderischer Gewalt erfordert aber auch eine präzise und schonungslose Darstellung des individuellen Leids.

Amtsakten über Verbrechensoffer sind spärlich, auch die polizeiliche Kriminalstatistik behandelt Opfer von Tötungsdelikten eher stiefmütterlich – lediglich Geschlecht und Alter werden erfasst. Und wenn die Tat passiert ist, wird in der Regel nur der Täter amtlich und psychologisch betreut, das Opfer bleibt sich noch zu oft allein überlassen. Auch von diesem »Drama im Drama« werde ich berichten.

Das öffentliche Interesse an den Ursachen und Folgen des Opferwerdens sowie des Opferseins ist immer noch zu gering. Schlimmer noch: Wer Opfer eines Gewaltverbrechers geworden ist oder darunter leidet, dass Mutter, Vater, Bruder, Schwester, Sohn oder Tochter zum Opfer wurde, stößt manchmal selbst bei den eigenen Angehörigen und Freunden auf Unverständnis oder gerät leicht ins soziale Abseits. Vor sich selbst und anderen stehen die Leidtragenden als Verlierer da, verzweifelt um Fassung und Verständnis ringend, denn nicht wenige unter uns mutmaßen: Wer Opfer eines Gewaltverbrechers wird, ist selber schuld. Punkt. Keine Diskussion. Offen ausgesprochene oder auch nur gedachte Schuldzuweisungen entbinden von der Verantwortung für sich selbst und andere: »Hätte sie doch besser aufgepasst!«, »Was lässt die sich auch mit diesem Typen ein!«, »Was macht die denn zu dieser Uhrzeit da, und dann auch noch allein!« Dem Opfer werden kurzerhand negative Verhaltensweisen und Eigenschaften unterstellt, die man selbst natürlich nicht hat. Die meisten Menschen sind überdies gerne davon überzeugt, dass ihnen so etwas gar nicht passieren könne. Die Illusion der eigenen Unverwundbarkeit verstellt den Blick für die Verbrechenwirklichkeit. Auch die Wissenschaft hat über Generationen hinweg den

Täter in den Mittelpunkt der Betrachtungen gestellt – Kriminologen, Kriminalisten, Psychiater, Psychologen und Soziologen durchleuchteten Elternhaus, Persönlichkeit oder soziale Strukturen nach Faktoren, die das Begehen eines Verbrechens ermöglicht, gefördert oder gar ausgelöst haben könnten. Das alles war richtig und wichtig. Nur hätte man dabei die Opfer nicht so sehr außer Acht lassen dürfen. Erst seit Ende des Zweiten Weltkriegs werden ernst zu nehmende viktimologische Studien durchgeführt. Auch das Opferentschädigungsgesetz kam spät – 1976.

Die bereits vorliegenden Erkenntnisse zur Viktimologie bei Mord und Totschlag, Vergewaltigung oder Raub können nicht unesehen auf den Serienmord übertragen werden, weil die Täter sich von Serienmördern unterscheiden und das Täter-Opfer-Verhältnis ein anderes ist. Diese Feststellungen haben mich zu dem Entschluss gebracht, Serientötungen auch aus opferbezogener Sicht näher zu betrachten.

Bei der ersten Auswertung meiner Unterlagen von 155 Mordserien (= 674 Einzeltaten) passierte genau das, was ich nicht unbedingt erwartet hatte: Die Ergebnisse waren durchaus interessant, aber zu unspezifisch. Es mangelte an Klarheit und Verbindlichkeit. Also bildete ich sechs Opfertypen, die ich zugrunde legte, und begann von vorn. Um nicht der Gefahr einer Etikettierung oder Stigmatisierung zu unterliegen, wählte ich nur solche Merkmale aus, die keinen personenbezogenen und wertenden Charakter haben. Ausschlaggebend war die Beantwortung folgender Frage: Welches Opfermerkmal hat kausal dazu beigetragen, dass diese Person Opfer dieses Täters wurde? Und plötzlich öffneten sich Türen, die zuvor verschlossen geblieben oder gar nicht zu sehen gewesen waren. Eine Auswahl der Untersuchungsergebnisse findet sich im Anhang.

Obwohl die Opfer im Blickpunkt meiner Arbeit und dieses Buches stehen, ist mir schnell bewusst geworden, dass eine

ganzheitliche Betrachtung des Gewaltphänomens »Serienmord« vonnöten ist; denn nur der Täter kann beispielsweise sagen, nach welchen Kriterien er seine Opfer ausgesucht, warum er wie auf ein bestimmtes Opferverhalten reagiert oder weshalb er die Opfer getötet bzw. nicht getötet hat. Also habe ich mit Opfern und Tätern gesprochen – und dabei eine Menge gelernt. Auch dieses Wissen möchte ich mit diesem Buch weitergeben.

Mein besonderes Augenmerk richtete ich auf jene 107 Fälle, in denen die Täter ihr Opfer nicht töteten. Ich wollte herausfinden, ob es eventuell Verhaltensmuster gibt, die Täter davon abhalten können, ihr Vorhaben auszuführen, von dem sie noch kurz zuvor überzeugt gewesen waren, es unbedingt tun zu müssen. Ich beschäftigte mich auch mit der Frage, welche Formen der Kommunikation zwischen Opfer und Täter stattfinden und wie die Opfer diese für ihre Zwecke nutzen können. Und es ging mir darum, herauszufinden, welches Opferverhalten eine Nicht-Tötung zur Folge hatte. Auch hier stieß ich, insbesondere in den Gesprächen mit den Beteiligten, auf interessante und überraschende Erkenntnisse.

Wer einem Serienmörder in die Hände fällt und diese Begegnung überlebt, wird unvermittelt aus seinem Dasein und Sein gerissen. Das Grauen, vermeintlich so weit weg, dringt ein in die Normalität und bemächtigt sich ihrer, vergewaltigt und unterjocht sie. Es dauert seine Zeit, bis die seelischen Wunden sich zu schließen beginnen, nur verheilen wollen sie nicht. Das Opfer bleibt beschädigt zurück. Auch von diesen leidvollen Erfahrungen haben mir Frauen und Männer erzählt, die Tätern und Tod sehr nahe gewesen sind.

Als ich dieses Buchprojekt zu konzipieren begann, nahm ich mir fest vor, den Opfern gerecht zu werden und (nahezu) ausschließlich über sie zu berichten und nur sie zu Wort kommen zu lassen. Mittlerweile denke ich anders darüber. Es gibt nämlich kein Opfer ohne Täter. Und es gibt auch keinen Täter

ohne Opfer. Beide Verbrechensteilnehmer sind untrennbar miteinander verbunden, sie reagieren aufeinander und agieren miteinander. Niemand kann im Vorhinein sagen, wie der Tatvergang sich entwickeln, welchen Ausgang die Tat nehmen wird – auch nicht bei einem Serienmörder. Und aus diesem Grund möchte ich mit dem vorliegenden Buch dafür werben, nicht nur Täter oder Opfer und deren jeweiliges Verhalten zu betrachten und zu bewerten, sondern insbesondere die verschlungenen Wechselbeziehungen zwischen Tätern und Opfern gelten zu lassen. Nur wer hier genau hinsieht, wird erkennen und verstehen, warum und wie Verbrechen begangen werden, wird imstande sein zu schlussfolgern, ob und wie sie zu verhindern sein könnten, und wenn ja, auf welche Weise man sich gegen diese Täter schützen kann. Und es ist mir auch ein Bedürfnis, darauf hinzuweisen, dass jeder von uns Opfer eines Serienmörders werden kann. Wer sich diesem Gedanken verschließt oder wer überhaupt davon überzeugt ist, ihn umwehe und schütze der Mantel der Unangreifbarkeit, der ist dem Verbrechen näher als jeder andere.

Stephan Harbort
Düsseldorf, im April 2008

»Nancys Zimmer. Nancy horchend auf die Geräusche von Stiefeln auf der Treppe, das Knarren der Stufen, während die Schritte näher kommen, Nancys Augen, Nancy, wie sie den Lichtkegel verfolgt, der sich auf sein Ziel zutastet. (Sie sagte: »O nein, nein! Oh, bitte. Nein! Nein! Nein! Nein! Bitte nicht! O bitte nicht! Bitte!« Ich gab Dick das Gewehr. Ich sagte, ich könnte nicht mehr. Er legte an, und sie drehte das Gesicht zur Wand.) Der dunkle Flur, die Mörder, die auf die Tür zurannten. Nach allem, was sie gehört hatte, war Bonnie vielleicht froh, dass sie kamen.«

Truman Capote, *Kaltblütig*

»*DIE ZEIT*: Herr Schmidt, um dieses Gespräch mussten wir Sie lange bitten. Man hat den Eindruck, dass es Ihnen auch 30 Jahre nach diesen schicksalhaften Tagen schwerfällt, über den Deutschen Herbst zu sprechen.

Helmut Schmidt: Es ist nicht so, dass mir das schwerfällt. Aber ich habe wenig Lust, darüber zu reden.

ZEIT: Was verdrießt Sie so?

Schmidt: Einer der Gründe hat mit euch Journalisten zu tun: Fast alle beschäftigen sich mit den Terroristen, ihren Motiven und deren persönlicher Entwicklung und kümmern sich überhaupt nicht um die Opfer dieser entsetzlichen Verbrechen.«

Interview mit Alt-Bundeskanzler

Helmut Schmidt,

DIE ZEIT vom 30.08.2007

Die geschilderten Ereignisse sind authentisch, soweit man dies überhaupt sagen kann. Jedenfalls entsprechen sie der festgestellten prozessualen Wahrheit. Als Quellen für die Rekonstruktion und Dokumentation der Ereignisse dienten insbesondere Gerichtsurteile, Anklageschriften, forensische Gutachten, Vernehmungs- und Obduktionsprotokolle, Tatortbefundberichte und seriöse Pressemitteilungen.

Die für das vorliegende Buch verwendeten Aussagen der Opfer und Täter stammen aus Interviews, die ich in der jüngeren Vergangenheit geführt habe, oder aus Briefen, die an mich gerichtet worden sind. Die Gespräche habe ich jeweils mit einem Diktaphon aufgezeichnet. Vereinzelt sind die Aussagen kriminalpolizeilichen Vernehmungsprotokollen entlehnt worden. Um ein Höchstmaß an Authentizität garantieren zu können, habe ich in den Interviews und Briefen nur marginale redaktionelle Veränderungen vorgenommen, ohne den Wahrheitsgehalt zu schmälern. Aus Gründen der Vereinheitlichung haben generell die Regeln der neuen deutschen Rechtschreibung Anwendung gefunden.

Die Namen der handelnden Personen sind pseudonymisiert, ausgenommen diejenigen von Personen der Zeitgeschichte. Vereinzelt wurden auch biographische Angaben oder Angaben zu Ort und Zeit verändert, um eine Erkennbarkeit der Personen zu verhindern. Diese Verfahrensweise ist dem Schutz der Persönlichkeitsrechte geschuldet.

Kapitel 1

Im Auge des Sturms

»Tja, ich war den ganzen Tag über rumgefahren, bin dann an diesem Parkplatz unten an der Commonwealth Avenue, und da hab ich dann meinen Wagen stehen gelassen und bin zu Fuß zur Hausnummer 1940 gegangen. Es war fürchterlich heiß, und ich spürte den Schweiß auf meiner Haut, konnte ihn auch riechen, und das gefällt mir gar nicht, weil ich darauf achte, immer einen sauberen Körper zu haben. Ich sehe mir die Namen auf den Briefkästen und an den Klingeln im Haus Nummer 1940 an, suche mir die Namen von Frauen raus und drücke auf die erste Klingel. Ich stehe da und warte, spüre, wie sich das Bild aufbaut, und denke nicht darüber nach, was ich zu ihr sagen werde, denn ich weiß, dass mir wie immer schon etwas einfallen wird. Nichts passiert. Ich probiere die zweite Türklingel, und eine Minute später drückt sie mir auf, zweimal, und ich betrete den Hausflur. Die Treppe führt um einen Aufzug rum, ich gehe rauf, hab es nicht eilig oder so, einfach immer nur Stufe um Stufe. Ist schon komisch, oder?, dass die erste Frau nicht auf mein Klingeln reagiert hat oder nicht zu Hause war oder so, nur ein ganz kleiner Zufall, verstehen Sie, was ich meine?«

Sebastian Junger,
Tod in Belmont

Serienmörder und ihre Opfer sind zum Zeitpunkt der Tat keineswegs autark, sondern durch die Brücke der Gewalttätigkeit untrennbar miteinander verbunden – erst ihr Verhältnis zueinander und ihr Verhalten untereinander formen das Verbrechen.

Es passt einfach alles zusammen: Endlich Wochenende, die Sonne scheint vom nahezu wolkenlosen Himmel herab, angenehme 26 Grad, der Frühsommer hat nun auch Hamburg erreicht.

Bianca Möbus und Bernd Hartung schlendern eng umschlungen durch den Öjendorfer Park, ein weitläufiges Waldgebiet zwischen den Außenbezirken Jenfeld und Öjendorf. Die frisch Verliebten sind auf der Suche nach einer abgelegenen Stelle, sie wollen allein sein und möglichst nicht gesehen werden. Bianca, gerade 24 Jahre alt geworden, wohnt noch bei ihren Eltern. Die bildhübsche, aufgeschlossene, unternehmungslustige junge Frau studiert Architektur und jobbt nebenher als Fotomodell. Ihr vier Jahre älterer Freund kommt gebürtig aus Köln und lebt seit zwei Jahren in Hamburg, wo er als Informatiker arbeitet.

Zu dieser Zeit kann das Pärchen nicht ahnen, dass es sich mit jedem Schritt einem Jagdgebiet nähert. Dieses Revier kennt und nutzt indes nur jener Mann, der sich dort regelmäßig aufhält, vornehmlich an Wochenenden, wenn Ausflugswetter junge Spaziergängerinnen, Joggerinnen oder Radfahrerinnen in den Wald lockt. Der Mann stellt diesen Frauen dort nach – um sie zu überfallen, zu foltern und zu vergewaltigen, falls erforderlich, auch zu töten.

Bianca und Bernd sind jetzt vielleicht noch zwei Kilometer von jenem Ort entfernt, den Ralf Hollerbach als Ausgangspunkt für seine Jagdausflüge nutzt.

Der Lagerplatz liegt abseits von Wald- und Wanderwegen, wird von Bäumen, Ästen und dichtem Gestrüpp umgeben und ist auch aus geringer Entfernung kaum auszumachen – ein idealer Unterschlupf. Gerade ist der 36-jährige Bürokaufmann damit beschäftigt, seine braune Einkaufstasche zu leeren. Zum Vorschein kommen eine schmutzige Decke, ein blauer Jeans-Anzug, Turnschuhe, und schließlich sein Handwerkszeug: Gasrevolver, Machete, Schere, Schnüre, Heftpflaster. Er zieht seine Alltagsklamotten aus und die Jagdbekleidung an. Den Gasrevolver steckt er in den Hosenbund, die Machete befestigt er am Gürtel. Dann beginnt er seinen Beutezug.

Hollerbach läuft kreuz und quer durch den Wald, streift am Ufer des Öjendorfer Sees umher. Ihm begegnen auch einige Frauen, mal allein, mal mit Hund, mal in Begleitung. Doch er ist wählerisch, er hat exakte Vorstellungen von seiner Beute. Würde er sich eine Frau greifen, die nicht nach seinem Geschmack ist, er hätte keinen echten Genuss dabei. Es muss »klick« machen, sein perverses Verlangen will ansprechend bedient werden. In all den Jahren hat er zudem gelernt, auf seine Chance zu warten – gespannt und gewaltbereit, vor allem aber geduldig.

Es ist gegen 18.30 Uhr, als Bianca und Bernd sich auf den Rückweg machen. Ein wunderbarer und erfüllter Tag neigt sich dem Ende entgegen. Als die beiden Hand in Hand Richtung Parkplatz marschieren, kommt ihnen Hollerbach entgegen. Er ist immer noch auf der Jagd. Er bemerkt das Paar, mustert es. Dann kleben seine Augen nur noch an Bianca. Sie sieht genauso aus, wie sie aussehen soll: dunkelblondes Haar, schulterlang, in der Mitte gescheitelt, hellblaue Augen, schlank, feminin. Genau diese Frau hat er im Kopf, wenn er phantasiert, wie sie sich gegen ihn verzweifelt wehrt, wie er sie auf dem Rücken eines Pferdes festbindet, wie er immer wieder mit einem Stock auf ihren nackten Po schlägt und wie er sie schließlich brutal missbraucht. Er will *sie* haben. Er muss *sie* haben. Jetzt!

Während Bianca und Bernd sich angeregt unterhalten und Hollerbach kaum wahrnehmen, schmiedet der einen Plan: das Pärchen erst vorbeilaufen lassen, dann sofort kehrtmachen, es von hinten ansprechen, mit dem Gasrevolver bedrohen, beide zum Lagerplatz verschleppen, den Mann fesseln – und dann *sie*!

Einige Augenblicke später. Hollerbach ist jetzt nur noch etwa fünf Meter hinter seinen Opfern. »Hey! Umdrehen!«, zischt er.

Bianca und Bernd drehen sich tatsächlich um.

Hollerbach richtet den Gasrevolver auf das Pärchen: »Keinen Mucks! Mitkommen!«

Bianca und Bernd schauen sich verdutzt an. Bernd versucht, die Situation zu entschärfen: »Mach doch keinen Blödsinn.«

»Schnauze! Ich sag's nicht noch mal! Mitkommen!« Hollerbach kommt einen Schritt näher.

»Lass doch den Quatsch.« Bernd hebt beschwichtigend die Hände. »Wir machen es so: Du haust einfach ab, und wir vergessen das Ganze. Okay?«

Hollerbach schweigt. Er steht einfach nur da.

Ihm ist anzusehen, dass er nicht recht weiß, was er weiter tun soll.

Bernd erkennt die Unschlüssigkeit und die Unsicherheit des Unbekannten, der auch bewaffnet keine ernst zu nehmende Bedrohung zu sein scheint. Er macht einen Schritt auf Hollerbach zu und wird energischer: »Es reicht jetzt! Mach bloß, dass du wegkommst!«

Plötzlich krachen drei Schüsse, kurz hintereinander. Hollerbach hat auf Bernd geschossen, der aber bleibt unverletzt und unbeeindruckt. Er versucht, nach Hollerbach zu treten. Der weicht einige Meter zurück und zieht wild entschlossen seine Machete: 58 Zentimeter lang, sieben Zentimeter breit, etwa 700 Gramm schwer. Bianca schreit einmal laut auf. Dann versagt ihr die Stimme.

Hollerbach will nicht nachgeben, nicht aufgeben, nicht jetzt, nicht so kurz vor dem Ziel. Nein! Er glotzt noch einmal kurz zu Bianca hinüber, sein Gesicht gerät zu einer grotesken Grimasse. Schließlich stürmt er unvermittelt und blitzschnell auf Bernd los und spaltet ihm mit einem wuchtigen Hieb den Schädel. Bernd stöhnt leise, hält eine Hand auf die stark blutende Wunde, versucht noch zu flüchten; Hollerbach aber setzt nach und stößt immer wieder zu, blindwütig, erbarmungslos. Auch als Bernd schon am Boden liegt und keine Gefahr mehr darstellt, Hollerbachs perversen Plänen nicht

mehr im Wege stehen kann, hört er nicht auf. Er schlägt auf den Sterbenden ein, als würde er Holz hacken. Schon Sekunden darauf ist Bernd tot. Der Gerichtsmediziner wird später mindestens 20 erhebliche Hiebwunden im Bereich des Kopfes feststellen.

Hollerbach steht neben dem Toten und betrachtet ihn eine Weile. Wieder ist er unschlüssig, was nun geschehen soll. Die sexuelle Spannung ist während dieses Gewaltexzesses in sich zusammengefallen. In seinem Kopfkino ist *das* nicht vorgesehen. Hollerbach kann sich nicht mehr stimulieren. Es ist vorbei.

Er wendet sich Bianca zu. Sie steht da wie versteinert, unfähig, etwas zu sagen oder etwas zu tun. Sie will weglaufen, aber sie kann nicht. Sie will schreien, aber sie bringt keinen Laut heraus. Sie starrt nur ungläubig auf Bernds grässlich zugerichteten Leichnam.

Eben noch ist Hollerbach sogar bereit gewesen, für Bianca zu morden. Er hat sie besitzen wollen. Das ist nun anders. Wut und Hass brechen sich ihre Bahn. Je länger er die vollkommen verängstigte Frau anstarrt, desto stärker wird der Wunsch, auch sie zu bestrafen. Und ihm wird klar, dass Bianca alles mitangesehen hat. Er kann sie jetzt nicht einfach gehen lassen. Er muss nicht lange überlegen, was nun zu tun ist. Die Machete hoch erhoben, stürzt er sich wortlos auf Bianca, die kurz darauf zusammensackt, nach unzähligen Hieben gegen Kopf und Hals tödlich verwundet.

Hollerbach läuft zurück zu seinem Lagerplatz, zieht sich um, versteckt Gasrevolver und Machete unter einem Baumstamm. Danach kehrt er an den Tatort zurück, zieht die Leichen bergabwärts in dichtes Gebüsch und Unterholz. Die großen Blutlachen auf dem Weg deckt er mit Sand ab. Dann macht er sich auf den Heimweg.

Samstag, 20. August 1993, gegen 13 Uhr – etwa zweieinhalb Jahre später.

Das freundliche Sommerwetter treibt viele Menschen hinaus in die Natur. Auch Anja Bassewitz radelt von ihrem Appartement im Hamburger Stadtteil Wandsbek aus los, ihr Ziel ist der Öjendorfer Park, etwa sechs Kilometer Luftlinie entfernt. Die 19-jährige Studentin, die erst seit einem dreiviertel Jahr in Hamburg wohnt, weiß nicht, dass dort ein mysteriöser Doppelmord verübt worden ist, der bisher nicht aufgeklärt werden konnte, dessen Motiv rätselhaft geblieben ist.

(Anja) »Ich fuhr zunächst nach Billstedt, weil ich dort etwas erledigen wollte. Das dauerte aber nicht so lange, und ich machte mich auf den Weg nach Öjendorf. Ich fuhr an der alten Försterei vorbei in Richtung Öjendorf. So gegen 13.45 Uhr stellte ich mein Fahrrad in der Ortsmitte von Öjendorf ab. Ich ging eine Straße entlang bis kurz vor die Gaststätte ›Öjendorfer Treff‹. Dort bog ich nach links in eine geteerte Straße ein, die über Wiesen bis zum Wald führt. Dann ging ich weiter in den Wald hinein.«

Hollerbach kann und will jetzt nicht mehr widerstehen. Schon seit Monaten zieht es ihn wieder hinaus in sein Revier, das er seit den Morden an Bianca Möbus und Bernd Hartung nicht mehr betreten hat. Die grausame Tat hat ihn jahrelang beschäftigt, an seiner Seele gezerrt, einen dunklen Schatten geworfen, dem er nicht enteilen konnte. Die Ärzte sind ratlos, sie finden keine biologische Ursache für sein Gelenkrheuma, nur er selbst ahnt, warum sein Körper so ungewöhnlich heftig reagiert. Doch jetzt verblasst allmählich die unheilvolle Erinnerung, dafür flammen seine überwunden geglaubten Phantasien wieder auf: sich junger Frauen bemächtigen, sie fesseln, quälen, vergewaltigen.

(Hollerbach) »Ich bin mit dem Zug in die Nähe von Öjendorf gefahren und war so etwa gegen 12.30 Uhr dort. In einem Geschäft habe ich mir etwas zu essen gekauft, Brötchen und

Rippchen. Danach bin ich eine Straße hinuntergelaufen bis zu einem Bach und den Bach entlang bis zu einem Abenteuer-spielplatz. Ich hatte eine schwarze Tasche dabei. Darin waren die Machete, eine Art Fahrtenmesser, Heftpflaster, Präservative, eine grüne Wäscheleine und ein blauer Trainingsanzug mit weißen Streifen.«

Hollerbach will endlich wieder jagen, er durchstöbert gezielt bestimmte Waldgebiete, *sein* Revier. Auch Anja kennt sich im Öjendorfer Park mittlerweile gut aus, sie ist häufiger dort, um spazieren zu gehen oder zu joggen.

»Ich wollte zur Elisenhöhe gehen. Ich ging zuerst ein Stückchen quer durch den Wald, um Brombeeren zu pflücken. Später kam ich auf einen Weg, der auf eine große Wiese führt. An diesem Platz stehen einige Bänke. Außerdem zweigen da mehrere Wege ab. Einer davon führt nach Barsbüttel, einer nach Oststeinbek, und einer führt zur Elisenhöhe.

Ich setzte mich auf eine der Bänke und ruhte etwas aus. Dabei beobachtete ich zwei Kinder, die dort auf Pferden ritten. Auf den Bänken saßen keine Leute, dafür aber auf der Wiese. Etwa eine Stunde blieb ich dort sitzen und ging schließlich weiter in Richtung Elisenhöhe.«

»Vom Kinderspielplatz aus lief ich weiter in Richtung Hirschbrunnen. Das war am frühen Nachmittag. Bis dahin ist mir niemand begegnet. Vom Hirschbrunnen bin ich die steile Stiege hochgelaufen bis zu einer kleinen Hohl-gasse, in der Pferdespuren zu sehen waren. Diesen Hohlweg bin ich bergwärts hochgegangen, bis er in einen breiteren Weg mündet. Darüber sind nochmals zwei kleinere Hohlwege, die sich gabeln. Einen dieser Wege bin ich gegangen. Irgendwann kam ein breiter Weg, und ich bin rechter Hand weitergelaufen. Nach einer Weile bin ich links ab in den Wald. Da habe ich Halt gemacht. Ich habe meine Decke ausgebreitet, mich hingesetzt und die Rippchen gegessen. Danach habe ich den Trainingsanzug angezogen. Ich habe mich umgeschaut und mit der Machete

einige Zeichen in die Bäume geschlagen. Diese Markierungen habe ich angebracht, um an diesen Platz wieder zurückfinden zu können. Danach bin ich losgelaufen.«

»Nach etwa 15 Minuten kam ich an eine Abzweigung. Das ist mehr so ein Trampelpfad, der zum Lübecker Kreuz führt. Diesen Weg bin ich hoch und habe am Lübecker Kreuz erneut gerastet. Vielleicht zehn Minuten später ging ich den Weg zurück, der wieder auf die Straße führt, in diese Richtung geht es auch zur Elisenhöhe. Der Weg ist etwas abschüssig und endet an einer Kreuzung, dort sind eine Bank und eine Wanderhütte. Ich setzte mich auf die Bank und ruhte wieder aus.«

»Ich bin diesen Abhang rauf und runter gelaufen und irgendwann auf den Weg zu dieser Hütte gekommen. Als ich dort ankam, habe ich gesehen, dass sich da auf der Bank etwas bewegte. Mit der Zeit konnte ich erkennen, dass es eine Frau war. Sie war ungefähr 20 bis 25 Jahre alt, hatte kurzes, bräunliches Haar, normale Figur. Und sie war kleiner als ich. Als ich sie so angesehen habe, da kamen mir diese Gedanken, die ich in den Tagen und Wochen vorher schon gehabt hatte. Weil ich nichts dabei hatte, bin ich zurück zu meinem Lagerplatz, habe die Machete und das Messer genommen und bin wieder zurück zur Hütte gelaufen.«

»Ich saß so fünf Minuten auf der Bank – es war weit und breit kein Mensch in der Nähe –, da rannte ein Waldläufer an mir vorbei. Der Mann kam den Weg entlang, den ich zuvor gegangen, dann aber abgebogen bin, um zum Kreuz zu gehen. Er rannte an mir vorbei und lief halbrechts auf einem Waldweg weiter. Ich habe nicht besonders auf ihn geachtet, und er hat mich auch nicht angesehen.

Ein paar Minuten später kam urplötzlich hinter mir aus dem Gebüsch ein Mann rausgesprungen und forderte mich auf: ›Los, komm mit! Es muss schnell gehen, es darf uns keiner sehen!‹ Der Mann stand direkt hinter mir, sein Gesicht habe ich

nicht gesehen. Ich habe lediglich an der Stimme erkannt, dass es ein Mann war.«

»Die Frau hat sich herumgedreht und meinte, ich solle doch keinen Quatsch machen. Die Machete und das Messer hielt ich in den Händen.«

»Das eine Messer war sehr groß. Es war ein Buschmesser. Die Klingenbreite betrug etwa zehn Zentimeter, vorne war sie gebogen. Die Klinge war bestimmt 60 Zentimeter lang, der Griff noch mal 20 Zentimeter. Das andere Messer war wesentlich kleiner, es war so ähnlich wie ein Fahrtenmesser. Als ich die beiden Messer sah, bin ich furchtbar erschrocken und sofort aufgestanden.«

»Weil sie sich geweigert hat, habe ich ihr sehr direkt gesagt, sie müsse auf jeden Fall mitkommen, sonst würde etwas Schlimmes passieren. Sie hat sofort kapiert, wie das gemeint war. Das Mädchen sagte dann: ›Okay, ich gehe mit.«

»Der Mann brüllte: ›Los, los, da hoch, schnell!‹ Damit meinte er den Weg, der zurück zum Lübecker Kreuz hochführt. Ich bin ein Stück den Weg hochgerannt. Als wir den Weg hoch sind, habe ich mal kurz nach hinten gesehen und für einen Augenblick das Gesicht des Mannes erkannt: Der Gesichtsausdruck war voller Gier und Brutalität.

Der Mann rannte hinter mir her und brüllte immer wieder: ›Schneller! Schneller!‹ Etwa auf halber Strecke zum Kreuz drängte er mich plötzlich nach links durch das Gebüsch in den Wald. Dabei sagte er: ›Los, da rein, mach schon!‹«

»Das Messer und die Machete hatte ich immer noch in meinen Händen. Dort, wo ich die Bäume markiert hatte, sind wir rein.«

»Nach etwa 100 Metern lag mitten im Wald auf dem Boden eine ausgebreitete Decke. Daneben stand eine längliche Sporttasche aus Leder. Außerdem lag da noch eine Plastiktüte.«

»Zu der Frau habe ich dann gesagt: ›Los, zieh dich aus!‹ Das hat sie auch gleich gemacht. Sie hat die Schuhe ausgezogen

und die beiden Hosen. Das T-Shirt hat sie anbehalten. Dann habe ich sie mit der Wäscheleine an den Händen gefesselt.«

»Der Mann stand jetzt vor mir. Die Messer hatte er auf einmal nicht mehr in den Händen. Er nahm meine Kniestrümpfe und stülpte mir je einen über die Hände.«

»Das habe ich gemacht, damit die Leine nicht so fest in die Handgelenke einschneidet.«

»Ich musste meine Hände falten, und er schnürte meine Handgelenke zusammen. Die Fesselung war so, dass die Schnur mehrfach um das Handgelenk und zwischen den Händen durch gewickelt war. Ich konnte meine Hände kaum bewegen. Jetzt nahm der Mann meinen Slip und steckte ihn mir in den Mund. Der Mund war voll ausgefüllt, und ich konnte ihn nicht mehr schließen. Dann hatte er plötzlich Leukoplast in der Hand und wickelte es mehrmals um den Mund und den Kopf, einschließlich der Haare. Das war sehr schmerzhaft.«

»Als Nächstes habe ich ihr die Augen zugebunden. Das habe ich mit ihrer langen Hose gemacht. Die Frau hat sich nicht gewehrt. Nur einmal hat sie gesagt, ich solle doch keine Gewalt anwenden.«

»Geknebelt, gefesselt und mit verbundenen Augen, kommandierte er mich jetzt zu einem anderen Platz. Die Stelle war nur einige Meter entfernt. Wenn ich gestrauchelt bin, weil ich ja nichts sehen konnte, hat er mich am Arm gepackt und geführt. Ich musste mich gegen einen ziemlich breiten Baum lehnen, mit Händen und Gesicht zum Stamm. Der Mann nahm eine Schnur und band mich unterhalb der Armfesselung mehrmals am Baumstamm fest. Ich konnte mich jetzt nicht mehr rühren, zumindest mit den Armen nicht mehr.«

»Als ich sie angebunden hatte, ging ich zum Lagerplatz zurück und habe dort die Decke und meine Tasche geholt. Das Messer und die Machete habe ich auch mitgenommen. Dann habe ich das Mädchen mit einem Stock geschlagen, der muss so ungefähr 70 Zentimeter lang gewesen sein. Benutzt habe ich

dazu auch den braunen Ledergürtel. Ich habe immer auf das Hinterteil geschlagen.«

»Die Schläge taten wahnsinnig weh. Schreien konnte ich nicht, weil ich ja geknebelt war. Ich konnte nur ab und zu stöhnen. Zusammenbrechen konnte ich auch nicht, weil ich angebunden war. Plötzlich hörte der Mann mit dem Schlagen auf.«

»Nachdem ich sie geschlagen hatte, habe ich mich ausgezogen und bin zu der Frau gegangen und habe sie abgetastet.«

In den folgenden zwei Stunden muss Anja mehrere Vergewaltigungen über sich ergehen lassen. Sie ist ihrem perversen Peiniger hilflos ausgeliefert und fürchtet um ihr Leben. Allerdings tut Hollerbach auch Dinge, die sein Opfer überraschen, die von diesem Mann, der zu dem Zeitpunkt bereits zwei versuchte und zwei vollbrachte Morde begangen hat, wohl auch nicht zu erwarten sind.

»Nach dem Geschlechtsverkehr lag der Mann noch ein paar Sekunden auf mir. Dann stand er auf und löste das Tuch von meinen Augen. Jetzt sah ich, dass der Mann vollkommen nackt war. Dann wickelte er sehr vorsichtig das Heftpflaster von meinem Gesicht ab. Das dauerte eine ganze Weile und war auch recht schwierig, weil die Haare eingewickelt waren. Dann nahm er den Slip aus meinem Mund. Ich konnte das ja nicht selbst machen, weil die Hände immer noch zusammengebunden waren.

Ich war total aufgelöst und zitterte am ganzen Körper. Zu diesem Zeitpunkt fing ich an zu weinen. Der Mann sagte daraufhin zu mir: ›Lass es raus, wenn es raus muss.‹ Anschließend hat er sehr vorsichtig die Fesseln mit dem Fahrtenmesser zwischen den Handgelenken durchgeschnitten und sie abgewickelt. Dabei sagte er: ›Ich konnte nicht wirklich brutal sein.‹«

»Als ich ihr die Fesseln abgemacht habe, verlangte ich einmal, dass sie sich fest an mich drücken soll.«

»Nachdem ich die Handfesseln endlich los war, habe ich mich hingekniet. Ich weinte fürchterlich und war völlig fertig mit

den Nerven. Der Mann wollte mich beruhigen. Er nahm mich auch in den Arm und versuchte, erneut zärtlich zu werden. Ich konnte mich nicht hinsetzen, weil ich furchtbare Schmerzen im Gesäß hatte. Der Mann bemerkte auch, wie er mich zugerichtet hatte, und meinte, dass das schmerzhaft sein müsse. Er nahm dann Sonnenmilch und rieb damit mein Gesäß ein.»

»Als sie auf dem Bauch lag und ich gesehen hatte, dass Schwellungen auftraten, habe ich das nicht so gut gefunden. Ich erinnerte mich, dass ich in meiner Tasche Sonnenmilch hatte. Da man das nach zu viel Sonnenbestrahlung nimmt und es die Haut kühlt, habe ich gedacht, es kühlt auch ihre Schwellungen.»

»Als der Mann mich eingerieben hatte, sagte er, dass er noch mal mit mir schlafen wolle. Ich habe gesehen, dass er immer noch erregt war. Ich lag seitlich auf der Decke und habe immer nur geweint. Ich konnte mich einfach nicht mehr beruhigen. Der Mann tröstete mich, und ich merkte auch, dass er ziemlich erschüttert war. Einmal sagte er, dass es immer die Falschen erwische.»

»Wir lagen eine ganze Weile nebeneinander auf der Decke. Die Frau hat gemeint, dass sie jetzt so liegen bleiben muss. Ich habe sie gestreichelt, und wir haben uns über einige Dinge unterhalten. Sie hat mir erzählt, wie wahnsinnig gerne sie in den Wald ginge, ich habe gemeint, dass es mir an und für sich leid tut, und habe ihr auch gesagt, dass sie deswegen nicht weiter Angst zu haben bräuchte und trotzdem in den Wald gehen könne, wenn sie das doch so gerne mache. Wir haben uns über alles Mögliche unterhalten.»

»Nach der Vergewaltigung hatte ich den Eindruck, dass der Mann nicht mehr so wild war. Er hatte auch nicht mehr diesen brutalen Gesichtsausdruck. Man kann aber nicht sagen, dass er jetzt besonders ruhig war. Irgendwie erschien er mir etwas erschüttert. Ich meine, dass er erschüttert war wegen der Tat. Ich habe dann versucht, mit ihm eine normale Unterhaltung zu

führen. Er sagte unter anderem, dass er kein Auto, keinen Fernseher und kein Radio habe. Das brachte er völlig zusammenhanglos. Er erwähnte dabei auch, dass er eine große Stereo-Anlage besitze.

Ich konnte jetzt auch genau sehen, wie er aussah: so 30 bis 35 Jahre alt, sehr schlank, schwarze, lockige Haare, hinten zu einem Zopf gebunden, eher dunkle Haut, schmales Gesicht, kleine Augen, gepflegtes Äußeres, sprach norddeutschen Dialekt, reine Haut.«

»Wir sind irgendwann aufgestanden, und ich habe sie im Arm gehalten. Danach habe ich sie gefragt, ob ich noch einmal mit ihr schlafen könnte. Weil ich so Lust auf sie hatte. Sie hat aber gemeint, sie müsste noch an die Sache von vorher denken. Ich habe sie gefragt, ob sie noch Angst hätte. Da hat sie geantwortet: ›Ja, ich habe noch Angst.« Ich habe ihr darauf erklärt, dass sie keine Angst mehr zu haben bräuchte. Und ich habe ihr noch gesagt, sie solle mich fest in den Arm nehmen und das auch glauben.«

»Ich sagte ihm nochmals, dass ich vor ihm und seinen Messern Angst hätte. Dies vor allem deswegen, weil ich die Seile an dem Baum wieder sah. Darauf sagte er zu mir, dass ich die Seile ruhig wegmachen könne. Das habe ich auch gemacht. Die Schnüre schmiss ich auf den Boden. Dann sagte er zu mir: ›Ich verspreche dir, dass ich dir nichts mehr tun werde.« Dann meinte er, dass ich mich jetzt anziehen könne. Ich nahm meine Sachen, die auf dem Boden herumlagen, und zog mich an. Er gab mir auch einen Kamm, damit ich mir die Haare ausbürsten konnte. Er meinte, ich würde sonst so verwildert aussehen. Er selbst kämmte sich auch die Haare und sagte, wenn das sein Friseur wüsste. Überhaupt ist mir aufgefallen, dass der Mann großen Wert auf sein Äußeres legte. Kurz bevor wir die Stelle im Wald verließen, schüttete er Parfüm über mich. Es war wohl ›Kölnisch Wasser«. Dazu machte er die Bemerkung: ›Damit du nicht so stinkst.««